

Regellose Novelle

Autor(en): **Tasnády, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **39 (1959-1960)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REGELLOSE NOVELLE

VON THOMAS TASNÁDY

Livia Gellért gewidmet

... Weshalb Hitler die Macht ergreifen konnte? — Du ahnst nicht, wie oft ich mir diese Frage vorlegte. Auf eins kam ich jedenfalls: wir alle waren schuld. Das klingt freilich zu einfach; aber wir wußten eben damals nicht, daß wir uns mitverantwortlich gemacht hatten. Doch... laß mich erzählen. Die Geschichte liegt zwar sechzehn Jahre zurück; ich glaube aber nicht, daß sie deshalb überholt wäre.

Du bist einer Diktatur entronnen, auch ich habe eine erlebt. Und zwischen einer Diktatur und der anderen ist kaum ein Unterschied. Möglich, daß die Gewaltherrschaft, der Du entflohen bist, über eine vollendetere Technik verfügt. Hitler räumte jedermann das Recht des direkten Mordes ein — das System dort drüben verfügt einerseits über mehr Fachkenntnis (Hitler hätte sich den «Eisernen Vorhang» nicht einmal im Traum einfallen lassen!), andererseits erlaubt es seinen Bürgern nicht, nach Gutdünken zu töten. Es steht jedermann frei, zu intrigieren, zu denunzieren und anzuklagen, wer auch immer kann unvermutet zum Sündenbock gestempelt werden; aber außer den Mitgliedern der Geheimpolizei ist es niemand gestattet, ein Menschenleben unmittelbar auszulöschen.

Aber wozu sage ich das alles, wozu? Ich war ganz einfach nicht imstande, die Geschichte niederzuschreiben. Ich kam bis zu der Folgerung, daß Hitlers Diktatur ihre eigenen Gesetze zum Gutteil in Ehren gehalten hatte und beispielsweise durch gefälschte Dokumente hinters Licht zu führen war; im Osten hingegen liegt die Anwendung eines Gesetzes ausschließlich in der Macht des Einzelnen. Bis dahin kam ich, aber nicht weiter. Ich bin Journalist, zu Zeiten auch Kritiker, vom Novellenschreiben verstehe ich nichts. Deshalb will ich Dir es erzählen. Den Titel habe ich noch erfunden: regellose Novelle. Regellos, weil sie kaum eine Handlung aufweist, keinen Schluß, nur eine Lehre. Trotzdem ist es eine Geschichte. Schreib sie auf. Und entschuldige, daß die Einleitung so lang geraten ist. Sogar mein Kaffee ist inzwischen kalt geworden.

Mit zwei hastigen Schlucken trank er den Kaffee aus, zog sein Taschentuch hervor, breitete es auf den Knien aus, faltete es und steckte es wieder ein. Ein kraftstrotzender, etwa fünfzigjähriger Mann, mit hoher, breiter Stirn, blauäugig, dunkelblond: ein echter Westfale. Er war auf zwei Wochen Urlaub nach Wien gekommen mit zwei Koffern, einem für Kleider, einem für Bücher; einen dritten hatte er sich hier hinzugekauft und auch diesen mit Büchern angestopft.

Mit einem Wort, schreib es auf — wiederholte er. — Und noch etwas vergaß ich Dir zu sagen. Die Geschichte ist nicht mir widerfahren, ein

Freund erlebte sie. Frag nicht nach seinem Namen. Er würde nicht sehr erfreut sein, wenn er wüßte, daß ich sie Dir erzähle. Er ist nun einmal so.

Wir lernten uns 1930 in Berlin kennen, beide arbeiteten wir damals beim Berliner Tagblatt. Er war etwas älter als ich und von ganz anderer Art; nur an einem Platz, in der Weinstube, waren wir einander ähnlich. Er liebte den Wein und bot dem Rebensaft glänzend Widerpart, nach sechs-sieben Gläsern leuchteten seine Augen wohl feuriger, doch habe ich ihn nie betrunken gesehen; es gab kein Getränk, dem er nicht gewachsen gewesen wäre. Er pflegte dann die Gitarre von der Wand zu nehmen und Lieder zu singen, wie etwa: «Massenmörder hat kein leichtes Leben, wie man's nämlich denkt. . . » Und wir fielen lauthals ein. Jetzt weiß ich, wir hätten das nicht tun dürfen; hätten uns umschaun, kämpfen, unser Leben nicht mit snobistischem Singsang vertun sollen. Ein unflätiges Lied, eine Zote hielten wir für urwüchsig! Unverzeihlich. Aber warte, ich kürze die Sache etwas ab. 1933 kamen wir nach Bielefeld, zur Westfälischen Zeitung. Ein recht interessantes Blatt, seit fünfundvierzig existiert es wieder. Es war so etwas ähnliches wie der Manchester Guardian in England. Eine gute Provinzzeitung, die trotz allem nicht provinziell wirkt, nur daß einem kein hektischer Großstadttrubel daraus entgegenschlägt. Sie ergab sich den Nationalsozialisten nicht. Und die Schwarzhemden konnten auch nicht an sie heran; sie erschien bis zum Jahre 1942. Damals wurde die Redaktion im Zuge eines alliierten Luftangriffes ausgebombt; eine neue Unterkunft ließ sich in der verwüsteten Stadt nur schwer auftreiben, und sobald wir doch eine gefunden hatten, beeilten sich die Nationalsozialisten, die Druckerlaubnis zurückzuziehen.

Dann wurden wir nach Konstanz, zu den Konstanzer Nachrichten verschlagen. Auch diese gibt es heute noch; sie nennen sich «Südkurier». Aber was schwätze ich da schon wieder über Nebensächlichkeiten! Erlaube, daß ich anders fortsetze, in der ersten Person, als wäre das alles mir selbst zugestoßen. Andernfalls komme ich nie zu einem Ende.

Er rauchte. Träge Schwaden kringelten sich um Lippen und Nase.

Im Jahre 1943, wie ich schon sagte, arbeiteten wir in Konstanz, an der Schweizer Grenze. Ich und mein Freund ebenfalls. Aber vergiß nicht, mit «ich» meine ich nun meinen Freund. Konstanz ist keine große Stadt, aber herrlich schön. Berge, Wasser, eine wunderbare Landschaft.

Ich wohnte in der Rosgartenstraße, in der Nähe der Redaktion. Am anderen Ende der Straße war die SS-Kaserne. Ich ging gar nicht gern in diese Richtung; es war nicht Furcht, aber Ekel. Jeden Abend und frühmorgens trieben sie Tausende auf den Kasernenhof; ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Oder doch. . . Sie haben sie umgebracht. Maschinengewehrgarben, Genickschüsse.

Doch eines Abends — es mochte so gegen acht gewesen sein — irrte ich mich an das Ende der Straße. Es herbstelte bereits und dunkelte früh. Alles war grau, als sähe man die Stadt durch ein dichtes Sieb. Am

Ende der Straße, der Kaserne gegenüber, stellten sich Menschen an. Es konnten neunzig bis hundert sein, in der Mehrzahl Juden. Unter dem Arm, auf dem Rücken, in der Hand trugen sie kleine Päckchen, in aller Eile zusammengerollte Kotzen und Jutesäcke, ihr Antlitz war bärtig und übernächtlich blaß. Sie verharrten stumm in der Reihe; anscheinend durften sie weder sitzen noch rauchen. Ihre Gesichter vermochte ich zunächst nicht auszumachen, nur das gleichförmige Antlitz der drei Wachen. Neunzehn- bis Zwanzigjährige, deren Augen rein und hell blickten; ihre Züge strafften sich jedoch von Zeit zu Zeit zu harten Falten: sie klopfen dann auf ihre Waffen und schrien die Zusammengetriebenen an.

Ich näherte mich der Gruppe. Einige stahlen sich aus der Reihe und sahen mich furchtsam und zugleich hoffnungsvoll an; der eine SS-Mann riß seine Waffe herunter und brüllte: «Halt! Was willst du?»

Möglich, daß mich dieses ungewohnte Duzen erfinderisch machte, jedenfalls paßte ich mich dem Tonfall an.

«Gib das Gewehr weg, kennst du mich denn nicht? Ich arbeite hier bei den Nachrichten.»

«Dann ist's gut» — sagte der SS-Mann. — «Zeig deine Papiere!»

Ich zog den widerwärtigen Presseausweis mit dem Hakenkreuz hervor — Lügenschein pfl egten wir ihn unter uns zu nennen —, der Wachtposten sah ihn an und erstarrte in Habtachtstellung.

«Heil Hitler, Herr Redakteur!» — warf er seinen Arm in die Höhe.

«Heil!» — erwiderte ich. — «Was wünschen Sie?» — fragte er. — «Duzen wir uns denn nicht mehr?» — fragte ich. Anscheinend war der SS-Mann zum ersten Male in seinem Leben einem Redakteur begegnet; er starrte mich an und lächelte teils dümmlich, teils verwirrt.

«Einen von diesen Schäßigen könntest du mir borgen.»

Darauf kamen auch die anderen beiden SS-Leute herbei. . . «Das geht nicht» — sagten sie. — «Wir müssen sie gleich hineinführen.»

«Ich werde ihn schon zurückbringen» — bekräftigte ich. — «Eine Pistole habe auch ich.» — Tatsächlich besaß ich eine; drei Jahre zuvor hatte ich mir, ich weiß nicht weshalb, eine schwarze Mauser gekauft. — «Schlimmstenfalls schieße ich, wenn er ausreißen sollte.» — Ich zog meine Waffe hervor; der eine SS-Mann betrachtete sie interessiert.

«Nicht schlecht» — sagte er. — «Wir hatten auch so was, neuerdings hat man uns Maschinenpistolen gegeben.»

«Die Mauser nützt ihm nichts» — erklärte sein Gefährte. — «Es geht nicht.»

«Versteht mich doch, ihr müßt mir einen geben» — drang ich weiter in sie. — «Lest ihr die Sportrubrik?»

«Das tun wir» — antwortete der eine; er war Scharführer, braungebrannt, es schien, als habe er mit der Kappe auch seine Stirn ins Gesicht gezogen. — «Dann kennt ihr auch den Maishofer, den Sportredakteur» — sagte ich. — «Heute war er auf einem Bankett im Fußballklub. Er

trank ziemlich viel, und als er dann mit seinem Bericht zu uns hereinkam, übergab er sich inmitten der Redaktion. Deshalb sollt ihr mir einen Dreckskerl borgen. Ich kann den Unrat doch nicht von einem Deutschen wegputzen lassen.»

Die drei Wachtposten sahen einander an, ihre Gesichter verzogen sich zu einem Grinsen. Der eine drängte sich in die Reihen der Häftlinge.

«He, ihr Schweinehunde, wer von euch war Straßenkehrer?» — kläffte er und leuchtete ihnen mit einer starken Taschenlampe ins Gesicht. Das Antlitz der Zusammengedrängten zuckte nicht einmal, sie preßten nur ihre Päckchen noch krampfhafter an sich. Die Augen starrten leer ins Licht. Ich sah die Kolonne entlang. Als ich nähertrat, dachte ich an nichts anderes, als daß ich nun einen herausholen und über die Schweizer Grenze bringen werde. Vielleicht würden ihn die Schweizer nicht zurückweisen.

Möglich, daß es nur ein sportliches Gefühl, eine Art Renommiersucht war, die in mir erwachte, ich weiß es heute nicht mehr. In dem Augenblick, bevor ich noch zu erwägen vermochte, ob es mir erlaubt sei, einen zu retten und die übrigen zugrunde gehen zu lassen, erkannte ich einen der Häftlinge, Schäfer-Buschmann, den Literaten, einen knochendürren, schmalen, klapprigen Mann — vielleicht einen der Größten seiner Kunst.

«Dieser hat das richtige Gefieß» — sagte ich dem Scharführer. Der Soldat packte den Mann an der Schulter und stieß ihn aus der Reihe. — «Man hat dich ausgezeichnet!» — brüllte er ihn an. Der Literat stolperte über sein Paket und fiel hin. «Aufstehen!» — stieß ihn der Soldat mit der Fußspitze. — «Später kannst du dich im Dreck wälzen, wenn es der Herr Redakteur erlaubt» — grinste er. — «Das wäre viel zu fein für ihn» — sagte ich. «Gehen wir. Ich treibe ihn euch schon zurück» — wandte ich mich an den Wachtposten. — «Ist gut» — nickten sie.

«Vorwärts!» — sagte ich zu dem Schriftsteller, und er setzte sich vor mir in Bewegung. Nach etwa zwanzig Schritten rief mich der eine SS-Mann an.

«Parteigenosse!» — «Was ist?» — wandte ich mich zurück. Der Wachtposten winkte unauffällig, daß ich näher kommen sollte. — «Sie müssen ihn gar nicht mehr zurückbringen» — flüsterte er mir zu. — «Diese da werden auch krepieren; sie dürfen es nur nicht wissen, bevor sie das Tor passiert haben. Damit sie nicht schreien. Befehlen Sie ihm einfach, seine Schnürsenkel zu binden, und wenn er sich bückt, schießen Sie ihn ins Genick. Eine Kugel genügt, wenn Sie den Lauf fest andrücken.»

«Das ist so tatsächlich bequemer» — sagte ich. — «Heil!»

«Heil Hitler!» — riefen die drei Wachen.

Ich machte mich mit dem Literaten auf den Weg. Er schritt stumm, unter dem Rucksack zusammengekrümmt, vor mir her. Das Päckchen unter seinem Arm wollte ihm entgleiten, er aber wagte nicht, stehen zu bleiben und versuchte lediglich immer wieder, seine ungebärdige Habe

mit dem Ellenbogen zurückzudrücken. Am Ende der Straße, nach der Kreuzung, entglitt ihm das Paket. Er blieb stehen, wandte sich langsam um und sah mich an.

«Lohnt sich wohl nicht, es wieder aufzunehmen, nicht wahr? — fragte er mit müder Stimme. — «Was ist denn darin?» — erkundigte ich mich. — «Ich glaube nicht, daß Sie es verwenden könnten. . . » — bückte er sich erschreckt um das Päckchen. — «Ein alter Mantel. . . und dann werden Sie mich ja doch erschießen» — richtete er sich auf.

Die Seitengasse war menschenleer, nur hie und da ein Lampenschimmer, nirgends ein offenes Fenster.

«Erkennst Du mich nicht?» — fragte ich.

«Ich erkenne Sie» — erwiderte er. — «Ich kenne Ihre ganze Sippschaft.»

«Erinnerst Du Dich nicht an Berlin?» — sagte ich und faßte ihn an der Schulter. — «Ich bringe Dich in die Schweiz hinüber.»

Der Literat entzog mir seine Schulter und setzte sich langsam wieder in Bewegung. Dann blieb er stehen und ließ seinen Rucksack zur Erde gleiten. «Ihr habt mich schon genug gequält, erschieß mich doch. Du brauchst nicht die Komödie eines Fluchtversuches zu inszenieren. Oder ich laufe auch, wenn Du willst!» — Er stieß den Rucksack weg; als er sich umwandte, sah ich sein schreckensbleses Gesicht vor mir. In den Augenwinkeln glitzerte eine Träne; plötzlich riß er die Hand hoch und wischte sie mit einer ruckartigen Bewegung fort. — «Bitte! Ich laufe ja schon» — rief er und begann zu rennen. — «Bleib stehen!» — zischte ich und stürmte ihm nach. Mit ein paar Sprüngen hatte ich ihn erreicht, ergriff ihn und drückte ihm an mich. Er zitterte und weinte; sein Kopf sackte einen Augenblick kraftlos herab, dann hatte er sich wieder in der Gewalt und wollte sich aus meinen Armen befreien. — «Beruhige Dich doch endlich» — wiederholte ich langsam und eindringlich an seinem Ohr. — «Ich töte Dich nicht, ich führe Dich in die Schweiz.»

Er sagte nichts, er stand nur mit schlotternden Gliedern da. — «Es ist alles gleich. . . » — murmelte er nach einigen Minuten. — «Alles gleich.»

Dann trat er vor mich hin, und wir setzten uns wieder in Bewegung. Sein Gang war unsicher, als könnte er jeden Augenblick umfallen, zeitweise zog er fröstelnd und ängstlich seinen dünnen Mantel über sich zusammen. Als wir aus der Stadt hinausgelangt waren, hieß ich ihn stehenbleiben.

«Glaubst Du's endlich?» — fragte ich. — «Ja» — antwortete er. — «Aber es ist doch alles gleich, völlig gleich. Warum mußtest Du ausgerechnet mich auswählen?»

«Weil ich Dich kannte» — gab ich zögernd zur Antwort. Er strich sich über die Stirn und schlug den Kragen hoch. Man sah, daß ihm schwindlig wurde. Er ging einige Schritte zurück und ließ sich gegen einen Baum fallen; jenseits der Stadt begann bereits der Wald. — «Das ist kein Rechtstitel» — antwortete er nach langer Pause. — «Und Hunderttausende laßt Ihr zugrunde gehen.»

«Sag, was sollte ich tun?» stieß ich hervor, aber dann senkte ich meine Stimme. — «Ein einzelner Mensch kann nicht mehr tun. Sie haben alle verrückt gemacht.»

«Sie haben Euch nicht verrückt gemacht. Ihr habt es zugelassen, verlangt, gewünscht, Ihr habt die Augen niedergeschlagen, wie eine Jungfrau beim Küssen. . . »

«Sprich leiser» — sagte ich zu dem Literaten. — «Man könnte uns hören. Möchtest Du nicht eine Zigarette? Hier kannst Du noch rauchen.»

«Gib her!» — erwiderte er. Er saugte langsam daran, als machte er sich wieder mit dem Rauch bekannt. — «Es lohnt sich nicht, zu debattieren. 1930 habe ich darüber geschrieben. Thomas Mann machte darauf aufmerksam, Ihr aber habt ja nicht einmal hingeschaut, Ihr wart erfüllt von Villon und der Dreigroschenoper. Ihr Blinden! Villon war der unmoralischste Dichter, der je gelebt hat; es tut nichts zur Sache, daß er ein Gigant war und daß er gelegentlich auch den Mächtigen die Leviten las. Ich bin ein Sünder, ein Mörder — gleichviel, Gott hat mich so geschaffen, er ist verantwortlich. Das hattet Ihr nötig und das Horst-Wessel-Lied.»

Er warf die Zigarette fort und zog eine andere aus der Schachtel. — «Es ist doch alles gleich; wenn wir es überleben, schreibe ich es auf.»

Ich schwieg. Zwischen den Bäumen kam ein leichter Wind auf, die Blätter fächelten leise, die Zigarette erlosch ungeraucht in meiner Hand. — «Gib Deine Sachen her» — sagte ich und lief um seinen Rucksack zurück. — «Und laß uns gehen.»

Ich warf den Rucksack über die Schulter, schleuderte die Zigarette fort, faßte den Literaten unter dem Arm und wir brachen auf.

Der hagere Mann stützte sich müde auf mich, seine Schritte schleiften über dem Boden, die Schultern schüttelte von Zeit zu Zeit ein Krampf. Wir gingen über eine zum Bodensee führende Schneise, dem Lauf eines monoton plätschernden Bächleins entlang. Das Wasser fing zuweilen ein ungewisses Blinken auf, sonst rann es gleichmütig dahin. Der Pfad war von dichtem Gras und wucherndem Unkraut bedeckt. Zu beiden Seiten säumten ihn verwilderte, raschelnde Büsche und schiefe, verwachsene Bäume; an manchen Stellen schienen die zu dichtem Gewebe versponnenen, aneinandergedrängten Zweige miteinander zu ringen. Der Weg war nicht übermäßig gefährlich, die Grenzwachen pflegten nur sporadisch in dieser Gegend aufzutauchen, und schließlich hatte ich die Pistole und den Presseausweis bei mir. Wenn sie mich schnappten, konnte ich mir immer noch etwas ausdenken.

Eine oder anderthalb Stunden mochten wir bereits schweigend gewandert sein. Der Griff des Literaten lockerte sich immer mehr, sein Schritt wurde fester. Wir kletterten einen Kahlschlag hinauf, holten tief Atem und spähten vorsichtig ins Tal hinab.

Nun geschah das, weshalb ich Dir diese Geschichte eigentlich erzähle.

Der Schriftsteller hängte sich plötzlich aus, blieb stehen und wandte sich mir zu:

«Ich halte Vigny für einen sehr großen Dichter.» — Seine Stimme bekam einen bewußten, selbstsicheren Tonfall. Er faßte mich an der Schulter und begann zu sprechen. — «Kennst Du die ‚Hütte des Hirten‘? Ich glaube nicht, daß es ein schöneres Vigny-Gedicht gäbe. Vielleicht die ‚Moïse‘ . . . »

Das Gespräch läßt sich schwer beschreiben, obwohl ich sein Aroma heute noch verspüre. Die Tatsache, daß es überhaupt stattfand, war das Bemerkenswerte: er, der Verfolgte, vergaß auf seiner Flucht völlig, daß er im nächsten Augenblick ergriffen, in der nächsten Minute umgebracht werden konnte, und sprach von dem, was er am höchsten schätzte, ohne daß die Vorahnung des Todes seine Lippen hätte erzittern lassen. Wir setzten uns ins Gras und begannen über den Franzosen zu sprechen.

An unsere Worte kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Ich glaube, es war nur von Vigny die Rede. Dann schreckte ich plötzlich auf. Mein Gesicht errötete vor brennender Schande, als hätte man mich mit einem Eimer Glut übergossen. Verstohlen blickte ich auf die Uhr. Es war halb vier Uhr früh, wir hatten uns bereits fünfeinhalb Stunden unterhalten. Mich quälte die Scham, ich wurde ängstlich, unruhig, der Schweiß brach mir aus den Poren. Ich wußte nicht, wie ich es ihm sagen sollte, daß wir weitergehen müssen. Daß er gehen, daß er flüchten müsse . . .

Das Antlitz des Schriftstellers war nicht besessen, nicht verzaubert und auch nicht prophetisch. Er sprach so, als säße er in Berlin im Kaffeehaus. Aber seine Worte, seine Gedanken hatten Welt und Verfolgung vergessen. Nein! Sie hatten alles rings um ihn her ausgelöscht. Eben deshalb schämte ich mich so schrecklich, weil ich niemals stärker als dann empfunden hatte, daß ich Schuld daran trug, daß dieser Mann nicht mehr in einem Berliner Kaffeehaus erzählen durfte, daß sich die Niedertracht in der Welt breitgemacht hatte. Und jetzt, da er das Beispiel menschlicher Größe und die versöhnliche Kraft der Kunst aufzeigte, mußte ich ihn, wenn auch in bester Absicht, stören. Mit heißem Gesicht klopfte ich ihm auf den Arm: «Sei nicht böse. Wir müssen gehen.»

Mein westfälischer Freund schob die Kaffeeschale beiseite und trank in langen Zügen das danebenstehende Wasser aus.

«Und was geschah weiter?» — fragte ich.

«Was? Er hat den Literaten über die Schweizer Grenze geschafft.»

«Nein. Nicht das wollte ich wissen. Was geschah später mit den beiden?»

«Nichts. . . , besser gesagt, ich weiß es nicht. Der Schriftsteller schrieb ihm nach dem Krieg, Ende fünfundvierzig, zum Südkurier. Aber was dann . . . ?»

Wir schwiegen. Der Westfale klapperte mit dem Kaffeelöffel.

«Dann . . . dann . . . habe ich nicht geantwortet» — stieß er hervor. — «Ich schämte mich noch immer so sehr.»